

Klamauk in der gläsernen Toilette

Oma Yvonne und der Überdruß der Ehebrecher: „Bella Figura“ von Yasmina Reza hat-te am Staatstheater Darmstadt Premiere.

Von Matthias Bischoff

„Bella Figura“ von Yasmina Reza hätte das Zeug zu einer perfekten Boulevardkomödie. Jedenfalls die Ausgangssituation ist erstklassig: Boris, ein gelangweilter Ehebrecher kurz vor der Insolvenz seiner Firma, und seine Geliebte, die tabletten-süchtige, alleinerziehende Pharmazeutin Andrea, streiten sich vor einem Lokal. Als sie unverrichteter Dinge wieder los-fahren wollen, touchieren sie die alte Dame Yvonne, der zwar nichts passiert, deren Sohn Eric und Schwiegertochter Françoise sich aber leider als Freunde von Boris' Ehefrau Patricia herausstellen: Die Affäre droht aufzufliegen, die Komödie könnte beginnen.

Aber die offenkundig schon sterbens-kranke Liebelei von Boris (Thomas Meinhardt) und Andrea (Judith van der Werff), die in ihr viertes Jahr geht und in der bleierne Routine längst an die Stelle wilder Leidenschaft getreten, ist eine eher traurige Angelegenheit. Die zwei, die hier zankend auf der leeren Bühne in den Kammerspielen des Staatstheaters Darmstadt stehen, wissen alles übereinander, wollen nichts mehr voneinander und vollziehen den Ehebruch nur mehr aus Gewohnheit. Immer wieder blitzt in ihren gegenseitigen Vorwürfen auf, was sie voneinander halten. Nicht einmal mehr hassen können sie sich, das wäre ja ein großes Gefühl, hier ist nicht mehr als verächtliches Desinteresse.

Bleibe es bei diesem Befund, könnte das Stück nach einer halben Stunde vorbei sein. Doch das Zusammentreffen mit Yvonne (Margit Schulte-Tiggas), Eric (Mathias Znidarec) und Françoise (Jele Brückner) zwingt zu allerlei Verrenkungen. Einerseits wäre es unhöflich, nach dem Unfall die Einladung zum versöhnlichen Umtrunk auszuschlagen, andererseits kommt es, wie es kommen muss: Françoise erkennt die Situation und kündigt an, ihrer besten Freundin Patricia natürlich davon zu berichten. Mehr achsel-zuckend als panisch nimmt Boris davon Kenntnis, Andrea sieht sogar die Chance, ihrem Noch-Liebhaber eins auszuwi-



Im Schaumbad: „Bella Figura“ tendiert in der Darmstädter Inszenierung auch optisch zur Soapopera.

Foto Heinz Holzmann

schen, und tut alles, um die Situation eskalieren zu lassen. Nun gibt es einige köstliche Szenen an der Grenze zum Klamauk, etwa wenn es in der gläsernen Restauranttoilette im hinteren Teil der Bühne zu einem akrobatisch misslingenden Krampf-Beischlaf kommt oder sowohl Andrea wie auch die geistig schon recht verwirrte Oma Yvonne hemmungslös Tabletten schlucken. Danach plätschern die angerissenen Konflikte vor sich hin wie die Ehe von Françoise und Eric, deren öde Zukunft schon in Ansätzen zu erkennen ist.

Leider stößt nach Welterfolgen wie „Kunst“ oder „Der Gott des Gemetzels“ Yasmina Rezas viel gerühmte Kunst, decouvrierender Tiefenbohrungen in die bürgerliche Psyche im leichten Ton einer Screwball-Comedy vorzunehmen, an ihre Grenzen. In „Bella Figura“ gelingt das Ineinander von zugespitzter Paarana-

lyse und mitleidloser Gesellschaftsdiagnostik nur im Ansatz, das Stück erstickt an dem Mittelmaß, das es allzu genau ab-malt. Trotz einiger brillanter Dialoge bleibt der böse Blick merkwürdig zahm, die Tonlage geht in Richtung Soap, wird dann jedoch immer wieder mit Pseudotiefgang beschwert. Bereits nach der Uraufführung an der Berliner Schaubühne unter der Regie von Thomas Ostermeier im Mai dieses Jahres waren sich die Kritiker einig, dass es allenfalls durch seine überragende Hauptdarstellerin Nina Hoss gerettet werde.

In Darmstadt hat Bernhard Mikeska in seiner Inszenierung nichts falsch gemacht. Er kostet die Szenen, vor allem jene auf der Toilette, gehörig aus, er schafft es auch immer wieder, die Leere und Beziehungslosigkeit aller durch stille Tableaus greifbar zu machen. Und durch das Einblenden einiger Chansons, die

die Darsteller mit übertriebenen Mund-bewegungen tonlos von sich geben, verweist er auch noch auf die Musterhaftigkeit dieses durch und durch französischen Sujets.

Das ist nett anzusehen, unterstreicht aber auch, dass das Stück dergleichen nötig hat. Und als schließlich im letzte Drittel der neunzig Minuten die Bühne mit aus einem Rohr an der Decke quellendem Schaum zugedeckt wird, damit überhaupt mal etwas passiert, ist vollends un-übersehbar, dass gute Schauspieler und eine fein Details herausarbeitende Regie nicht ausreichen, um die unausgegorene Mixtur zu retten. Der etwas ratlose Applaus des Darmstädter Premierenpubli-kums galt zu Recht vor allem den Darstel-lern.

Nächste Aufführung am 18. Dezember um 20 Uhr in den Kammerspielen des Staatstheaters Darm-stadts

Eine Diva mit Makeln

Simone Jungs Dokumentation „Vom Glück, ein Frankfurter zu sein“ im Deutschen Filmmuseum

Goethe, wer sonst, hat es immer schon gewusst. „Frankfurt stinkt voller Merkwürdigkeiten“, notierte einst der seiner Stadt längst untreu gewordene Dichterfürst, und wer heute von Berlin, Hannover oder auch nur aus Gelnhausen an den Main zieht, kommt kaum umhin, ihm immer noch und somit nach gut und gerne 200 Jahren recht zu geben. Doch daraus einen Film machen? Dabei, es stimmt ja, auch wenn es längst schon zum Klischee geronnen ist, dass Frankfurt eine Stadt der Widersprüche und des permanenten Wandels, des Nebeneinanders von Dorf und Metropole, Bankern und Junkies, von Bembel und Geripptem und Häppchen und Champagner ist.

den, wie von einer Metropole überhaupt erzählen, die doch nie dieselbe, sondern dauernd eine andere ist? Genau diese Fragen, scheint es nach dieser Matinee im Filmmuseum, hat sich offenbar auch die erfahrene Regisseurin gestellt. Und die Antwort fällt äußerst überzeugend aus.

Dabei hat Jung mit Unterstützung zahlreicher Protagonisten von Johnny Klinke bis zum früheren Kämmerer Ernst Gerhardt, von der Markthändlerin Gisela Paul bis zu Irmgard Senger und vom früheren Deutsche-Bank-Chef Rolf Breuer bis zu Christoph Mäckler oder Ardi Goldman zunächst nicht mehr und nicht weniger als die unterschiedlichste Mischung

aus. Doch wie Simone Jung in je chronologisch entwickelten, themenbezogenen Schleifen die Geschichte ihrer Stadt erzählt, das ist schlicht wunderbar gemacht. Das ist den aus höchst unterschiedlichen Kontexten stammenden Interviewpartnern zu danken – Frankfurtern aus Überzeugung offensichtlich allesamt – ebenso, wie der Fülle an Wochenschau- und Archivmaterial in Schwarzweiß, das sie mit aktuellen Bildern kontrastiert: eine Zeitreise durch siebzig Jahre des permanenten Wandels.

Von der „Reichskristallnacht“ bis zum Bau der Europäischen Zentralbank, vom Wiederaufbau bis zum Häuserkampf und

also nicht schon vorher mochte, wird die einst als „Bank-“ oder auch „Krankfurt“ geschmähte Stadt nach diesem Film zumindest nicht mehr fürchten.

Wer Frankfurt liebt dagegen, fragt ohnehin nicht nach den Wieso, Weshalb oder Warum. Und gibt am Ende nicht nur Goethe, sondern vielleicht mehr noch einem anderen Dichter recht: „Un es will merr net in mein Kopp enei: Wie kann nor e Mensch net von Frankfurt sei!“ Friedrich Stoltze, wer sonst, hat es eben immer schon gewusst. CHRISTOPH SCHÜTTE

Teil eins der Dokumentation „Vom Glück, ein Frankfurter zu sein“ wird am Dienstag, 15. Dezember, Teil zwei am 22. Dezember im Hessenfernsehen ausstrahlt. Beginn ist jeweils um 20.15 Uhr.